

mikern, die sich mit Goldmachen beschäftigten. Feine Herren von der feinsten Erziehung, welche in jener merkwürdigen Zeit — wie auch jetzt noch — erkannt ward an ihren Früchten der Gleichgültigkeit gegen alles, was wert ist, die Teilnahme des menschlichen Herzens in Anspruch zu nehmen, befanden sich in dem Hotel Monseigneurs in dem musterhaften Zustande geistiger Erschöpfung. Was die Häuslichkeit betrifft, welche diese verschiedenen angesehenen Leute in der vornehmen Welt von Paris verlassen hatten, so wäre es den Spionen unter der versammelten Anbetern Monseigneurs — die eine gute Hälfte der ganzen feinen Gesellschaft ausmachten — schwer geworden, unter den Engeln dieser Sphäre ein einziges Weib zu entdecken, das sich durch ihr Aussehen oder ihr Benehmen als Mutter bekannt hätte. Ueberhaupt war über den bloßen Akt hinaus, einem solchen kleinen Störenfried das Leben zu geben — womit der Name Mutter lange noch nicht verdient ist — in der modischen Welt ist so etwas gar nicht bekannt. Bauernfrauen behielten die unmodischen Bälger bei sich und zogen sie auf, und reizende Großmütter von sechzig Jahren kleideten sich und soupierten, als ob sie zwanzig wären.

Der Ausfall der Unwirklichkeit entstellte jedes Menschenkind, das bei Monseigneur auf Audienz wartete. In den vordersten Vorzimmern befand sich ein halbes Duzend Ausnahmemenschen, welche seit einigen Jahren eine unbestimmte Ahnung hatten, daß die Welt im allgemeinen eher schief ginge. Um sie wieder auf den geraden Weg zu bringen, waren die Hälfte desselben Duzend Mitglieder einer phantastischen Sekte von Konvulsionären geworden und überlegten eben jetzt bei sich, ob sie nicht auf der Stelle mit schäumenden Munde und Gebrüll in Epilepsie verfallen sollten — um damit zu Monseigneurs Leitung für die Zukunft einen außerordentlich verständlichen Wegweiser zu setzen. Außer diesen Derrischen gab es noch drei andere, Mitglieder einer andern Sekte, welche die Welt mit einem Kauderwelsch von dem „Zentrum der Wahrheit“ bessern wollte und behauptete, die Menschheit wäre aus dem Zentrum der Wahrheit herausgekommen — was nicht vielen Beweises bedurfte — aber noch nicht aus der Peripherie, und damit sie nicht aus der Peripherie hinausfliege und sogar wieder in den Mittelpunkt komme, müsse man saften und Geister zitieren. Diese Leute hatten demnach einen lebhaften Verkehr mit der andern Welt — und verrichteten damit außerordentlich viel Gutes, das man nur leider nie zu sehen bekam.

Aber der Haupttrost war, daß die ganze Gesellschaft im Hotel Monseigneurs tadellos angezogen war. Wenn man nur hätte sicher sein können, daß der Tag des Gerichts ein Salatag sein werde, so hätte jeder der Versammelten in alle Ewigkeit die Prüfung bestanden. Ein solches Frisieren und Pudern und Pomadifizieren des Haares und so kunstvolles Schminken und Malen, so tapfere Degen für das Auge und so zartes Huldigen des Geruchsinnes mußte sicherlich alles Mögliche in alle Ewigkeit im besten Glanze erhalten. Die feinsten Herren von der feinsten Erziehung trugen an ihren Uhren niedliche Kleinodien, welche klimpten, wie sie sich schlafzig bewegten; diese goldenen Fesseln läuteten wie liebliche Glöckchen; und mit diesem Läuten und dem Rauschen von Brokat und Seide und seinem Linnen ging ein Regen durch die Luft, welches St. Antoine und seinen nagenden Hunger weit hinweg wehte.

Kostüm war der eine unfehlbare Talisman und Zauber, der jegliches Ding auf seinem Plage erhalten mußte. Jedermann war für eine Maskerade kostümiert, die nie aufhören sollte. Vom Tuilerienpalaste durch Monseigneur und den ganzen Hof, durch die Kammern, die Gerichtshöfe und die ganze Gesellschaft (mit Ausnahme der Vogelscheuchen) stieg die Maskerade bis zum Henker herab, der, um den Zauber nicht zu brechen, frisiert, gedudert, in goldbetrefftem Rock, Schuhen und weißseidenen Strümpfen sein Amt

verrichten mußte. An Galgen und Rad — das Beil war eine Seltenheit — verrichtete Monseigneur Paris, wie nach bischöflichem Brauche seine Kollegen aus der Provinz, Monseigneur Orleans und die andern, ihn nannten, in diesem schmücken Aufzuge sein Amt. Und wer unter der Gesellschaft an Monseigneurs Audienztag in diesem 1780sten Jahre unseres Herrn hätte zweifeln können, daß ein System, das seine Wurzel in einem frisierten und gepuderten Henker im Trespenrock, Schuhen und weißseidenen Strümpfen hatte, nicht selbst die Sterne überdauern würde!

Nachdem Monseigneur seine vier Leute ihrer Lasten entledigt und seine Schokolade zu sich genommen hatte, ließ er die Flügeltüren des Allerheiligsten aufstun und trat hinaus. O, die Unterwürfigkeit, die krummen Rücken und schmeichelnden Gesichter, die Servilität, die niedere Kriecherei, die jetzt zu sehen waren! Was das Demütigen, körperlich und geistig, betrifft, so blieb in dieser Hinsicht nichts für den Himmel übrig — was einer von den vielen Gründen gewesen sein mag, warum die Anbeten Monseigneurs ihn niemals belästigten.

Mit einem Worte der Verheißung hierhin und einem Lächeln dorthin, einem geflüsterten Wort für einen glücklichen Sklaven und einem Gruß mit der Hand für einen andern, wandelte Monseigneur leutselig durch seine Gemächer bis in die entlegene Region der Peripherie der Wahrheit. Dort kehrte Monseigneur um und ging des selbigen Weges zurück, schloß sich im gehörigen Verlauf der Zeit wieder ein in sein Allerheiligstes mit den Schokoladengeistern und ward nicht mehr gesehen.

Nachdem das Schauspiel vorüber war, wurde das Regen in der Luft fast zu einem kleinen Sturm und die lieblichen Glöckchen läuteten die Treppe hinunter. Bald blieb von dem ganzen Gedränge nur ein einziger Herr zurück und dieser, mit dem Hute unter dem Arm und der Tabaksdose in der Hand, ging langsam an den Spiegeln vorüber hinaus.

„Ich widme Euch dem Teufel!“ sagte dieser Herr, indem er in der letzten Tür stehen blieb und das Gesicht dem Allerheiligsten zukehrte.

Damit schüttelte er den Tabak von seinen Fingerspitzen, als ob er den Staub von seinen Füßen geschüttelt hätte und ging ruhig die Treppe hinab.

Er war ein Mann von ungefähr sechzig Jahren in schönen Kleidern, von stolzem Benehmen und mit einem Gesicht, gleich einer schönen Maske. Ein Gesicht von durchsichtiger Blässe; jeder Zug in demselben deutlich ausgeprägt, ein feststehender Ausdruck auf demselben. Die Nase, sonst tadellos geformt, hatte über jedem Nasenflügel eine kleine Vertiefung. In diesen beiden Vertiefungen ging die einzige kleine Veränderung vor sich, welche das Gesicht überhaupt jemals zeigte. Sie veränderten manchmal die Farbe und sie erweiterten und zogen sich manchmal zusammen durch etwas wie ein schwaches Pulsieren; dann verliehen sie dem ganzen Gesicht einen Ausdruck der Falschheit und Grausamkeit. Betrachtete man es genauer, so entdeckte man, daß dieser Ausdruck durch die Linien des Mundes und die viel zu gerade und dünne Abgrenzung der Augäpfel unterstützt ward. Dennoch war das Gesicht in der Wirkung, die es hervorbrachte, eines schönen Gesicht und ein merkwürdiges Gesicht. (Fortsetzung folgt.)

An unsere Abonnenten!

Unsere Postabonnenten ersuchen wir, um keine Unterbrechung in der Zustellung zu erleiden, das Abonnement bei der Post rechtzeitig zu erneuern.

Expedition der „Arbeiterpolitik“.

Verantwortlich: Frau Ahrens; Druck und Verlag: Verlag der „Arbeiterpolitik“ (Karl Becker); sämtlich in Bremen.

Arbeiterpolitik

2. Jahrg.

Wochenschrift für wissenschaftlichen Sozialismus.

Nr. 52

Erscheint wöchentlich einmal.
Redaktion u. Expedition:
:: Numunderstraße Nr. 23. ::

Bremen, den 29. Dezember 1917

Einzel-Nummer 20 Pfg. Durch
die Post bez.: monatlich 84 Pfg.,
vierteljährlich 2.50 M. o. Bestellschein

Inhalt:

Um den Sozialismus. Von Peter Unruh	Seite 389
Tragik oder Unvernunft?	„ 391
Proletarische Diktatur oder bürgerliche Demokratie. Von B. Minesmann	„ 392
Gewerkschaftsfragen	„ 394
Feuilleton:	
Zwei Stätte. Von Charles Dickens	„ 395

Um den Sozialismus.

Von Peter Unruh.

1.

Die Massen der sozialistischen Arbeiter haben sich an den Gedanken gewöhnt, daß die Verwirklichung des Sozialismus erst in einer ganz fernen Zukunft möglich sei. Wir werden den Sozialismus doch nicht mehr erleben, vielleicht, daß unsere Kinder und Enkel sich des Glückes, das der Sozialismus über die Menschheit bringen wird, erfreuen werden — so erklären sie resigniert. Diese Auffassung, die sicher nicht zur Hebung der proletarischen Kampfkraft beigetragen hat, fand ihre Begründung in den Verhältnissen, die die Arbeiter sich, und das zum Teil mit beäugender Geschwindigkeit und Wucht, entwickeln sahen.

Doch bevor wir an die Untersuchung dieser Verhältnisse gehen, wollen wir bemerken, daß die ganze Auffassung mit sozialistischer Denkweise nichts zu tun hatte. Sie stellte sich den Sozialismus vor als ein zu irgendeiner Zeit fertig dastehendes Gebilde. Sie verschloß den Arbeitern die Einsicht, daß der Sozialismus ein allmählich werdendes ist, daß selbst die Eroberung der politischen Macht durch die Arbeiterklasse ein gesellschaftlicher Prozeß ist und daß es unmöglich ist, den Kampf um die politische Macht von der Umwälzung der wirtschaftlichen Verhältnisse zu trennen. Jene Auffassung also ist unsozialistisch, mechanisch. Unsere Auffassung dagegen ist sozialistisch, organisch. Aus unserer Auffassung folgt aber auch, daß der Kampf der Arbeiter um die politische Macht und damit um den Sozialismus nie aufhören kann, bis das Ziel erreicht ist. Er wechselt wohl seine Formen, aber nicht seinen Inhalt. Jeder Formenwechsel aber bringt unter Umständen eine Verzögerung, unter Umständen jedoch auch eine Beschleunigung im Kampfe mit sich. Für die deutsche Arbeiterklasse z. B. ist der Uebergang von der Nurparlamentarischen und Nurgewerkschaftlichen Kampfform zu linksradikaler Taktik ein langwieriger schmerzlicher Prozeß.

Wie kommt es nun, daß die sozialistischen Arbeiter Deutschlands den Sozialismus als so fernliegend be-

trachten mußten? Es ist eigentümlich: einerseits vollzog sich die ökonomische Entwicklung Deutschlands mit einer so rapiden Geschwindigkeit, daß ihre Reise für den Sozialismus in wenigen Jahrzehnten erreicht ward. Wir werden das noch in einem besonderen Artikel behandeln. Andererseits aber blieb die politische Entwicklung der deutschen Arbeiterklasse unverhältnismäßig weit hinter dem ökonomischen Stand der Dinge zurück. Und eben diese Erscheinung gilt es zu erklären.

Der Imperialismus entwickelte jene ungeheure Konzentration aller am Kapitalismus interessierten Kräfte, schuf jene gewaltigen Unternehmerorganisationen als gesellschaftlichen Reflex der Konzentration des Kapitals, bildete jene gigantischen Formen des Militarismus und der staatlichen Bureaukratie aus, die heute den Entente-kapitalisten so gründlichst verhaßt sind, weil sie in all diesem die starken, durch keine imperialistisch-kapitalistischen Methoden überwindbaren Bollwerke des deutschen Kapitals sehen. Auf die deutschen Arbeiter wirkte diese Entwicklung zunächst ungeheuer lähmend. Sie mußte es, weil sie im Kapital, im Staat, in der Großbourgeoisie ein unausgesetztes Wachstum an Macht, nirgends eine Stelle zum Angriff sahen. Auf den Parteitagen der Sozialdemokratie, in der sozialdemokratischen Presse trat diese Wirkung immer unverhüllter hervor. Sie konnte auch durch das Kraftmeiertum der sozialdemokratischen Flugblattsprache, die in den letzten Jahren besonders von Konrad Hämisch kultiviert wurde, nur schlecht verhüllt, auf keinen Fall aber beseitigt werden. Der Fall Hämisch selbst zeigte dieses Kraftmeiertum in seiner ganzen Hohlheit.

Ihren prägnantesten Ausdruck aber fand sie in der offiziellen Verabschiedung der Massenaktionen als eines Kampfmittels zur proletarischen Offensive auf dem Parteitag zu Mannheim und in der Erklärung der deutschen Sozialdemokratie zur Frage des Kampfes gegen den Krieg auf dem Internationalen Kongreß zu Kopenhagen. Was damals Ledebour namens der deutschen Sozialdemokratie vor aller Welt kundtat, zeigte den inneren Bankrott dieser Partei als Kampforganisation gegen den Imperialismus und war nur eine Vorbereitung der Haltung der sozialdemokratischen Fraktion am 4. August 1914 und der Haltung, die die Unabhängigen noch heute beobachten. Der Antrag der Engländer und Franzosen, bei drohender Kriegsgefahr in den beteiligten Ländern den Generallstreik zu proklamieren, fiel bekanntlich durch die von Ledebour abgegebene Erklärung ins Wasser, daß ein solcher Antrag für die deutsche Sozialdemokratie un-

annehmbar sei, weil sie sich sonst politisch unmöglich machen werde. Und noch heute wehren sich die Unabhängigen bei jeder drohenden Gefahr mit Händen und Füßen dagegen, daß ihnen die Verantwortung für diese oder jene Arbeiterunruhen an die Fraktionsfräcke gehängt wird.

Wir glauben ihnen ihre Unschuld aufs Wort, aber wir wissen auch, daß in diesem ängstlichen Gebahren lediglich der defensiv-untätige Geist der Sozialdemokratie seine traurige Urständ feiert. Man nehme Kautskys jammervoll unehrliches Buch über den politischen Streik zur Hand, und man wird denselben Geist herumstolzieren sehen. Es ist klar, daß diese parteioffizielle Haltung der Sozialdemokratie in den materiellen und psychischen Verhältnissen der Mehrheit der organisierten Arbeiter begründet sein mußte. Es war das allgemeine Gefühl der Ohnmacht, verbunden mit den durch die Prosperitätsjahre erzeugten sozialen Differenzierungen, die gewisse Arbeiterschichten auf ein erhöhtes wirtschaftliches Niveau hoben, während andere Schichten, umso tiefer herabgedrückt, der vielseitigsten Konkurrenz durch den Zuzug vom Lande, durch die Frauen und Jugendlichen, durch ausländische, billige Kräfte ausgesetzt wurden: es war die Erstarkung und Konzentrierung auf Seiten der großkapitalistischen Bourgeoisie und die Schwächung und Zerrüttung unter den Arbeitern, die zu der die ganze letzte Epoche vor dem Kriege charakterisierenden Mut- und Kampfslosigkeit der organisierten Massen führte.

Der Kriegausbruch hat die Macht der Bourgeoisie in noch gewaltigen Dimensionen erscheinen lassen, und die deutschen Arbeiter, nicht daran gewöhnt, die Schwächen der Bourgeoisie zu erkennen, die nur in der Praxis des Klassenkampfes selbst erkennbar werden, stand rat- und fassunglos dem Machtgebot des Imperialismus gegenüber. Der deutschen Arbeiterklasse fehlten die Erfahrungen des Kampfes. Sie muß sie sich in schwerem Ringen und Durchringen erst schaffen. Infolge der Kampfslosigkeit erschien den deutschen Arbeitern der Sozialismus als ein so fernes, für sie nicht mehr erreichbares Ziel.

Es ist nicht von ungefähr, daß die deutschen Arbeiter sich mit der Praxis des Organisierens und des Parlamentarismus, mit der, alle fünf Jahre sich wiederholenden politischen Betätigung des Wahlszettelschwenkens begnügten und infolgedessen keinen Fortschritt auf dem Wege zum Sozialismus sahen. Sind die objektiven Verhältnisse in Deutschland etwa noch nicht für den Sozialismus reif, daß man hier von ihm nur als einem weltfernen Ideal sprechen kann? Wir müssen das näher untersuchen.

2.

Der Sozialismus setzt die ökonomische Reife des Kapitalismus und die politische Reife des Proletariats voraus. Von der ökonomischen Reife des Kapitalismus soll zunächst die Rede sein. Wann ist der Kapitalismus für den Sozialismus reif? Das ist die Frage. Die Sozialimperialisten erklären: Der Kapitalismus hat noch längst nicht die höchste Stufe seiner Entwicklung erklommen. Vor zwei Jahrzehnten glaubten wir bereits, daß der Kapitalismus keiner höheren Entwicklung mehr fähig sei, und doch hat gerade seitdem die Ära des Imperialismus eingesetzt, eine Epoche, die ganz ungeahnte Kräfte des Kapitalismus sowohl, als auch der Bourgeoisie hervorgebracht hat. Seitdem haben wir die Syndikate

und Kartelle, die Trusts, seitdem die Kolossalfunktionen der Großbanken, die Ableitung der Kapitalmassen über alle Gebiete der bewohnten und unbewohnten Erde, seitdem die Konzentrierung der Unternehmervägen in den Unternehmer- und Wirtschaftsverbänden, die Industrialisierung der Landwirtschaft, das Emporschießen der Aktiengesellschaften als der typischen Form des konzentrierten, an ökonomischer und sozialer Kraft stetig wachsenden Kapitals, seitdem die Bildung ganz neuer sozialer Schichten, insbesondere des in der Industrie beschäftigten Beamtenkörpers, seitdem die gewaltige Steigerung der Staatsgewalt, ihrer Militär- und Bureaokratieorganisationen. Der Körper, den wir die bürgerliche Gesellschaft nannten und den wir bereits im Absterben wähten, hat sich als überaus lebensfähig erwiesen. Da wir uns damals so gewaltig irrten: wer bürgt uns dafür, daß wir uns nicht aufs neue irren, wenn wir nunmehr die Stunde des Kapitalismus für gekommen halten?

Kündigen sich nicht schon jetzt neue Formen des Kapitalismus in den Staatsmonopolen an? Wird der Kapitalismus dadurch nicht eine erneute Steigerung seiner Lebensfähigkeit erfahren? Und bedeutet die imperialistische Expansion nicht eine notwendige Vorbereitung auch der entlegensten Teile der Erde für den Sozialismus? Die Entwicklung des Kapitalismus ist noch nicht abgeschlossen. Und darum ist es unsinnig, sich dieser Entwicklung entgegenzustellen. Vielmehr müssen wir die weitere Entwicklung des Kapitalismus unterstützen, um so die Periode der Vorbereitung für den Sozialismus abkürzen zu helfen. Das allein ist historisch gedacht und historisch gehandelt. So sagen die Sozialimperialisten. Und so sind sie unter die Ausrüster und Kolonialschwärmer gegangen. Die Sozialpatrioten sind nur ihre verzerrten Karikaturen.

Auch die Sozialpazifisten, die jetzigen Unabhängigen, halten den Kapitalismus noch nicht für reif. Sie gefallen sich in der Rolle jenes griechischen Weltweisen, der da lehrte, daß die größte Weisheit darin besteht, daß man weiß, daß man nichts weiß. Aber die Unabhängigen hüten sich wohl, die Konsequenzen des sozialimperialistischen Standpunktes zu ziehen. Akzeptieren die Sozialimperialisten den Kapitalismus mit allen seinen imperialistischen Forderungen, erkennen sie klar das kriegerische Wesen des Imperialismus, so suchen die Sozialpazifisten den Imperialismus nach ihren gefühlvollen Friedenswünschen umzubiegen. Sie sagen: der Kapitalismus ist zwar noch nicht am Ende seiner Entwicklung angelangt, aber sein Weg geht nicht über noch größere kriegerische Katastrophen, sondern über die Friedensgebilde der Abrüstungen und der internationalen Schiedsgerichte. Nicht erneute Unterdrückung wird der Kapitalismus den Völkern bringen, sondern das Selbstbestimmungsrecht. Es wird eine Ära des friedlichen Imperialismus einsetzen und sie wird auch der Arbeiterklasse ein gastlich Dach bereiten. Und dann wird es den Arbeitern ein leichtes sein, die politische Macht in die Hand zu nehmen. Aber erst muß dieser Zustand der Abrüstung und der Schiedsgerichte, des Selbstbestimmungsrechts der Völker erreicht sein: das ist die für den Sozialismus notwendige Vorstufe.

Sozialimperialisten und Sozialpazifisten stimmen darin also völlig überein, daß sie den Kapitalismus in seiner jetzigen Form noch nicht für reif halten.

Nun hat die Auffassung von der Reife des Kapitalismus als der für den Sozialismus notwendigen Vorstufe die sonderbarsten Vorstellungen gezeitigt. Die Anarchisten stellen es beispielsweise so dar, daß Marx gelehrt habe, der Kapitalismus müsse sich sozusagen erst austoben und dann, wenn er auf dem Gipfel seiner Entwicklung angelangt sei, schlage er eines schönen Tages, mit „Naturnotwendigkeit“, einen Purzelbaum und gelange als Sozialismus wieder in den Tälern, wo die Menschen wohnen, an. Die haben unterdessen geduldig geharrt, bis daß die Zeit des Kapitalismus erfüllt ward und nehmen ihn nunmehr, nachdem er sich in den Sozialismus überschlagen hat, als ein Gnadengeschenk des Himmels unter Zimbeln- und Paukenklang entgegen. Das, sagen die Anarchisten, habe Marx die Arbeiter gelehrt. Nun weiß jedoch jeder, der auch nur zwei Zeilen von Marx mit Verstand gelesen hat, daß davon nicht die Rede sein kann.

Wohl aber hat Marx nachgewiesen, daß zwar der Kapitalismus die Vorbedingungen des Sozialismus in sich entwickelt, daß gleichwohl der Arbeiterklasse das größte Stück der Arbeit an der Herbeiführung des Sozialismus zu tun übrig bleibt. Solchermaßen hat er die Arbeiter vor einer doppelten Illusion bewahrt: einmal, daß sie die ökonomischen Kräfte des Kapitals einfach zu ignorieren brauchten, um auf dem Blutacker des Kapitals das Lustzelt des Sozialismus zu errichten, womit er den utopischen Sozialismus überwand, und zum andern, daß sie den Kapitalismus sich selbst zu überlassen brauchten in der heilsfrohen Zuversicht, daß er, eine gigantische Wiederholung der unbesleckten Empfängnis, eines Tages den Heiland Sozialismus aus sich heraus gebären werde, womit er jeden andern Sozialismus überwand, der von dem Klassenkampf nichts wissen wollte. Marx hat auf diese Weise die Einheit gefunden zwischen dem dem Kapitalismus von Naturwegen inwohnenden Kräften und dem historischen Handeln der Menschen.

Aber das Handeln der Menschen, der Klassenkampf, ist ihm als die Grundlage alles historischen Fortschritts erschienen, und er selbst hat sein ganzes Leben in den Dienst dieses Kampfes gestellt. Die Anarchisten irren also sehr, wenn sie Marx die Absurdität vom Kapitalismus als einer den Sozialismus mit „Naturnotwendigkeit“ produzierenden Selbstgebärmaschine andichten. Was hier sein Wesen treibt, ist ein mißverständener Marxismus, für den Marx nicht verantwortlich ist und um dessen Sein oder Nichtsein sich der Kapitalismus nicht kümmert. Immerhin aber spukt auch in den Köpfen der Anarchisten eine vertrackte Vorstellung von der Reife des Kapitalismus. Die Sache ist aber so, daß die Anarchisten fürchten, die Menschen möchten, vom Marxismus infiziert, nur umso später zum Sozialismus gelangen. Es geht ihnen also nicht schnell genug. Und das ist immer noch sympathischer als die Krähenkelei der sozialpazifistischen Landstürmer. Indessen, ob zu langsam oder nicht: mit dem Sozialistischen Bunde, so gut er als Embryo des Sozialismus gemeint sein mag, wird man das Tempo auch nicht beschleunigen. Im Gegenteil, man wird es höchstens verlangsamen, sofern Arbeiter jemals in Massen auf diese Bündnerei eingehen und dadurch ihre Kraft dem Klassenkampf entziehen sollten. Schließlich ist das

historische Handeln der Arbeiterklasse, wie es der Marxismus versteht, doch etwas anderes als die Gründung von sozialistischen Eldorados inmitten der Brandungen kapitalistischer Ausbeutung.

Ist also der Kapitalismus reif? Und woran erkennt man seine Reife? Die Frage harret immer noch der Beantwortung.

Tragik oder Unvernunft?

Untenstehenden Artikel des Genossen Mehring entnehmen wir der „Leipziger Volkszeitung“. Der Artikel Steins erhob nicht nur Bedenken gegen das Vorgehen der Bolschewiks, trotzdem Stein doch auch nicht besser informiert wird, sondern er desqualifizierte geradezu die bolschewikische Richtung und ihr Vorgehen. Daß die Bolschewiks die Macht alleine an sich reißen wollen, wie Stein in seinem Artikel behauptet, haben wir unseren Lesern durch verschiedene Artikel, u. a. in dem Aufruf des Zentralkomitees der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Rußlands, genügend widerlegt.

In ihrer Nummer 293 vom 17. des Monats druckt die „Leipziger Volkszeitung“ — nicht ohne Vorbehalt — einen Artikel A. Steins ab, der lebhaftest Anklagen gegen die Politik der Bolschewiks enthält. Es kann weder, noch soll bestritten werden, daß dieser Artikel ein Echo der lebhaftesten Sorgen ist, die Lenins und Trozkis Vorgehen allerdings in den Kreisen der Unabhängigen Sozialdemokratie erregt hat und noch immer erregt. Es kann auch weder, noch soll versucht werden alle Bedenken zu zerstreuen, die in dieser Beziehung entstanden sind, denn dazu fehlt uns das tatsächliche Material. Die „Leipziger Volkszeitung“ hat ja schon in der Vorbemerkung der Redaktion zu A. Steins Artikel die „sehr mangelhaften Informationen“ hervorgehoben, die wir über die russischen Zustände besitzen.

Zu einer gewissen Vorsicht des Urteils drängt schon die Tatsache, daß der einzige Mißgriff der Bolschewiks, den wir vom deutschen Standpunkt aus mit einiger Sicherheit beurteilen können, eher von einer zu großen Vertrauensseligkeit als von einem rücksichtslosen Terrorismus zeugt. Wir meinen ihren Konnex mit den Scheidemännern, der die prinzipientreuen Sozialdemokraten zuerst kopfscheu gegen die Bolschewiks machte. Jedoch hat auch hier die genauere Aufklärung zu ihrer wesentlichen Entlastung geführt, wie ja die „Leipziger Volkszeitung“ an anderer Stelle derselben Nummer darlegt,* an deren Spitze sich der Artikel A. Steins befindet. Was nun diesen Artikel anbetrifft, so macht schon

* In der Reichstagsitzung vom 24. November behauptete Scheidemann in einer Polemik gegen Haase, daß Herr Dr. Helphand-Parvus von einem Boten aufgefordert ist, sofort zu den Bolschewiks nach Stockholm zu kommen. Dieses hat den Auslandsvertreter der Bolschewiks veranlaßt folgendes Telegramm an Haase zu richten: „Heute Expreßbrief auf Ihren Protest gegen Scheidemannsche Erklärung im Reichstag betr. Bolschewiks. Dr. Lowsky.“ Die B. L. A. meldet inzwischen: daß der Sekretär der internationalen Sektion des Arbeiter- und Soldatenrates Karl Radek in der „Pravda“ kategorisch die Erklärung Scheidemanns dementiere, daß die Auslandsdelegation des Zentralkomitees der Bolschewiks den Deutschen Dr. Helphand (Parvus) zu einer Verhandlung eingeladen habe. Weder die Delegation noch irgendeines ihrer Mitglieder habe Parvus nach Petersburg eingeladen. Parvus sei dorthin vielmehr als Vertreter der deutschen Mehrheitssozialisten gekommen, deren Grüße er überbrachte.

seine Ueberschrift unseres Erachtens der bürgerlichen Auffassung ein zu großes Zugeständnis. Von jeher ist der revolutionäre Terrorismus mit dem reaktionären Argument bekämpft worden, daß eine demokratische Partei, die in den Besitz der Macht gelange, damit anfangs, „den Grundsätzen der Demokratie ins Gesicht zu schlagen“. Diese nachgerade etwas wohlfeile Beweisführung sollte man doch billig den bürgerlichen Gegnern überlassen. Will man das augenblickliche Problem der Bolschewiks in eine kurze Formel fassen, so lautet es nicht: Demokratie oder Diktatur?, sondern: Tragik oder Unvernunft? Das heißt mit anderen Worten? Haben die Lenin und Trozki, die sich seit langen Jahren oder selbst Jahrzehnten als tapfere und einsichtsvolle Vorkämpfer des Proletariats bewährt haben, plötzlich ihre Vernunft verloren, oder sind sie gerade durch ihre und ihrer Anhänger revolutionäre Energie in eine tragische Lage geraten, die sie zwingt, manches zu tun und manches zu unterlassen, was sie nicht tun oder was sie nicht unterlassen würden, wenn sie freie Herren ihrer Entschlüsse wären?

Nun zitiert A. Stein eine Erklärung Losowskis, worin wörtlich gesagt wird, daß Lenin und Trozki, „entgegen aller Vernunft“ handelten und als Margisten nicht mit den objektiven Verhältnissen rechnen wollten, die ihnen, angesichts der drohenden Gefahr des Zusammenbruchs die sofortige Einstellung des Kampfes innerhalb der revolutionären Demokratie zum gemeinsamen Kampf gegen die Gegenrevolution zur Pflicht machten. Margisten werden sich aber erinnern, daß ähnliche Vorwürfe in einer ähnlichen Situation schon gegen — Marx selbst gerichtet worden sind. 1848 standen Marx und Engels in einem noch wesentlich ackerbautreibenden Lande an der Spitze der revolutionären Partei, deren Sieg an die Voraussetzung einer entwickelten Großindustrie und eines modernen Massenproletariats geknüpft war. Sie haben aber taube Ohren gehabt für die Aufforderung, verschmolzen mit anderen demokratischen oder sozialistischen Parteien den gemeinsamen Feind zu bekämpfen, und wenn sie auch nicht zur Macht gelangt sind, so haben sie doch — jede Nummer der „Neuen Rheinischen Zeitung“ beweist es — für den Fall ihres Sieges „nur ein Mittel ins Auge gefaßt, die mörderischen Todeswehen der alten Gesellschaft, die blutigen Geburtswehen der neuen Gesellschaft abzukürzen, zu vereinfachen, zu konzentrieren, nur ein Mittel — den revolutionären Terrorismus.“

Haben sie deshalb mit den „objektiven Verhältnissen nicht zu rechnen verstanden“, um eine Redewendung zu gebrauchen, die wieder bedenklich nach echt bürgerlicher Phraselogie schmeckt? O, doch, sie wußten nur, daß sich mit einer Revolution nicht so bequem und einfach wie mit dem Einmaleins „rechnen“ läßt. Als sie im Anfrange der fünfziger Jahre ein Wiedererwachen der Revolution erwarteten, schrieb Engels an Wiedemeyer:

In der Praxis werden wir immer darauf reduziert sein, vor allem auf resolute Maßregeln und absolute Rücksichtslosigkeit zu drängen. Und da liegt das Bed. Wir ahnt so was, als ob unsere Partei, dank der Rätlosigkeit und Schlawheit aller anderen, eines schönen Morgens an die Regierung gezwungen wird, um schließlich doch die Sachen durchzuführen, die nicht in unserem, sondern im allgemeinen revolutionären und speziell kleinbürgerlichem Interesse sind; bei welcher Gelegenheit man dann, durch den proletarischen Populus getrieben, durch seine eigenen, mehr oder weniger falsch gedeuteten, mehr oder weniger leidenschaftlich im Todeskampf vorangedrängten,

gedruckten Aussprüche und Pläne gebunden, genötigt wird, kommunistische Experimente und Sprünge zu machen, von denen man selbst am besten weiß wie unzeitig sie sind. Dabei verliert man dann den Kopf — hoffentlich nur physisch gesprochen — eine Reaktion tritt ein; und bis die Welt imstande ist, ein historisches Urteil über so etwas zu fällen, gilt man nicht nur für eine Bestie, was Worst ist, sondern auch für bete (dumm), und das ist viel schlimmer.

Diese Gesichtspunkte sollten wir nicht aus den Augen verlieren, wenn wir — bei unzureichender Kenntnis der Sachlage — über Handlungen der Bolschewiks urteilen, die uns unrichtig, unzeitig und selbst verhängnisvoll erscheinen, vielleicht auch alles das sind. Möglich, daß ihr Sieg nur den Gipfel einer Tragödie bedeutet. Sicher, daß ihre revolutionären Kämpfe nicht damit enden werden, ein Spott der Philister zu werden.

Proletarische Diktatur oder bürgerliche Demokratie.

Von B. Minesmann.

Nachdem die „Leipz. Volksztg.“ A. Stein als Kenner der russischen Verhältnisse empfiehlt, bringt sie einen Artikel von ihm „Demokratie oder Diktatur“ betitelt. Der Artikel soll zunächst beweisen, wie sehr die Taktik der Lenin- und Trozki-Gruppe in dem jetzigen Moment falsch sei und soll ferner für eine Koalition „aller wahrhaft sozialistischen und demokratischen Elemente“ Stimmung machen. Er beweist aber, daß man ein sehr schlechter Kenner der russischen Verhältnisse und zugleich ein sehr guter Opportunist vom reinsten Wasser sein kann.

Aber es ist zu bemerken: Die Revolution der russischen Arbeiter und Soldaten ist insofern eine spezifisch russische Frage, als sie sich territorial in Rußland abspielt. Als Problem kann diese Revolution der Revolutionen unmöglich vom russischen Standpunkt, sondern muß von internationalen und zwar von international-proletarischem Standpunkte betrachtet werden und müssen diese Betrachtungen — wenn sie überhaupt angestellt werden — nur auf der Theorie und Praxis des internationalen Klassenkampfes des Proletariats in allen Ländern fußen. Die Aufgaben, die Ziele und die Tragweite der russischen Revolution müssen bei der Phase des entwickelten Kapitals, in der wir uns befinden, von unabsehbaren Folgen für das internationale Proletariat werden. Sie werden es auch, ganz gleich ob es den „internationalen“ Sozialpatrioten genehm oder unangenehm, erwünscht oder unerwünscht ist.

Sehen wir nun die Dinge so an, so ist der spezifisch russische Standpunkt, wenn er überhaupt möglich ist, der nebensächliche, der mit Gewalt angewendete, dominierend ist allein der Standpunkt des internationalen Sozialismus. Er und nur er allein ist maßgebend.

An Stelle des internationalen Sozialismus setzt Stein eine lendenlahme, wesenslose, in den Kammern der klassischen Philosophie geborene, von ihrem echten proletarisch-revolutionären Inhalt losgelöste Demokratie und muß sich von einem bürgerlichen Demokraten (Hans Vorst, im „Berl. Tgbl.“ vom 10. Dez.) ins Stammbuch schreiben lassen, daß die Kämpfe, die augenblicklich mit einer ungeheuren Anspannung von Energie auf allen Seiten in Rußland ausgefochten werden, keine demokratischen, sondern Klassenkämpfe sind. Im Blutstrom der

russischen Revolution soll und wird die Neuwelt ihre Windeln waschen.

Ebenso wie die blutigsten Klassenkämpfe schließlich doch zur Versöhnung der Klassen führen müssen, führt die Diktatur des Proletariats zur wahren Demokratie. Nach Stein soll aber die „wahre Demokratie“ die Diktatur des Proletariats herbeiführen. In einer Situation, wie sie jetzt die russische Revolution durchmacht, sind harte diktatorische Maßnahmen nicht zu entbehren. Dies gibt die „L. B.“ in ihrer Empfehlungsnotiz für Stein zu. Nach Stein aber sollen die russischen Arbeiter und Soldaten für die Wiedereinführung der Todesstrafe, für die Auferstehung der Kasernen Disziplin und für die Wiederbelebung des Kadavergeistes des russischen Zarenismus an der Front, für die Einsperrung der Bolschewiki, jener Partei, deren große Verdienste um die Mobilisierung der revolutionären Kräfte des Proletariats er selbst preist, verbluten, und ihr Leben dafür einsetzen, daß die Produktion auch fernerhin ihre Anarchiewirtschaft treibt, daß die Wucherer und Kriegspekulanten das russische Volk fortgesetzt ausaugen und Miljukoff und Konforten ihren unverschämten Lügenfeldzug gegen die revolutionäre Demokratie weiterführen.

Das russische Proletariat und die armen Bauern sollen behutsam die demokratische Front nicht durchbrechen, während sie bereits dreimal vom Bürgertum gesprengt wurde. Das russische Proletariat soll eine neue Art von einem revolutionären Burgfrieden akzeptieren, während ihm von allen Seiten: der demokratischen Front nämlich — der Krieg erklärt wurde. Nach Stein sollen die armen Bauern den Grund und Boden den Besitzern zunächst belassen und alsdann den Besitzern plausibel machen, daß die Besitzer sich selbst zu Grabe tragen sollen, will sagen, die Bauern sollen solange ruhig warten, bis die Großgrundbesitzer Stein zu Liebe die Konstituante zusammensetzen werden, eine Konstituante, die doch keineswegs im Interesse der Grundbesitzer sein kann, wenn man die jetzige revolutionäre Stimmung der russischen Massen in Betracht zieht. Nach Stein soll die Petersburger Stadtduma bestehen bleiben, weil sie aus „demokratischen“ Wahlen hervorgegangen ist, während sie schon lange nicht mehr im geringsten die Stimmung der Petersburger Bevölkerung wiedergibt und dies im Namen der absoluten Demokratie, eines sozusagen demokratischen Imperativs, während der größten weltgeschichtlichen Revolution, wo das ganze Bürgertum geschlossen dem Proletariat feindlich gegenübersteht.

Nachdem die Gesinnungsgenossen Steins, die Menschewiks, acht Monate hindurch eine Koalition mit dem Bürgertum und somit mit der Reaktion, dem Imperialismus und den zaristischen Generalen gepredigt haben, nachdem sie acht Monate durch die Unterstützung der Regierung Miljukows, Konowalows, Gutschkows und Tereschtschenkos die Revolution verraten und verschachert haben, nachdem sie durch die moralische Unterstützung, die sie den sozialistischen Geißeln in der kapitalistischen Regierung gewährt haben, die ausständigen Bauern und Arbeitern zusammenzuschließen halfen, nachdem sie, um die demokratische Front nicht zu sprengen, die revolutionäre Front unterminiert und gesprengt haben und den Kornilows, Kaledins und den anderen zaristischen Knechten die weitestgehenden Vollmachten ausstellten und sich damit

dem reaktionären Bürgertum auslieferten, nachdem das Bürgertum die Koalition sprengte, um die Kastanien, die das revolutionäre Proletariat aus dem Feuer holte, alleine zu genießen — jetzt erst, als die Bolschewiks durch ihre bewaffnete Erhebung die Macht an sich gerissen haben, jetzt erst predigt Stein „eine rein sozialistische Koalition“.

Die Gesinnungsgenossen Steins, die Menschewiki, haben Hunderttausende von revolutionären Soldaten in der Julioffensive hingegeben, ohne die Forderung auf Veröffentlichung der Kriegsziele der Ententemächte durchzusetzen. Sie haben monatelang die Forderung des revolutionären Proletariats, die ganze Arbeit der S- und A.-Räten als Ausfluß von anarchistischen Bestrebungen mit allen Mitteln bekämpft und jetzt, als die sozialpatriotischen Offiziere ohne Truppen geblieben sind, jetzt erst, als das revolutionäre Feuer der bolschewistischen Massen die menschewistischen Köpfe erleuchtete, jetzt möchte Stein den Ehebruch mit dem Proletariat gutmachen, dem Bürgertum untreu werden und er würde gerne die bereits bestehende Macht des Sowjets usurpieren und die Diktatur des Proletariats gutheißen. Da aber die internationalen Kapitalisten, die ihnen verkauften Seelen und deren unbewußten Helfershelfer täglich erzählen, daß in Rußland augenblicklich keine Diktatur des Proletariats, sondern eine Lenin-Trozki-Diktatur bestehe, so zieht Stein, ausgerüstet mit den alten Waffen der Menschewiki, mit Protesten, Resolutionen und Manifesten von bolschewistischen Menschewiks ins Feld, um die bolschewistische Gefahr zu bekämpfen.

Wie sieht nun die bolschewistische Gefahr aus? Hans Vorst, der doch über die Verhältnisse in Rußland, wenn nicht menschewistisch, so doch gut unterrichtet ist, schreibt im „Berl. Tagebl.“ Nr. 645 wie folgt:

„Seitdem (ersten Kongreß) aber haben sich die Verhältnisse doch wesentlich geändert. Entscheidend ist dafür die Einigung, die zwischen dem Ende November in Petersburg tagendem Bauernkongreß und dem Zentral-Exekutivkomitee der Arbeiter- und Soldatenräte zustande gekommen ist. Auf Grund dieser Einigung ist das Zentral-Exekutivkomitee durch 108 Vertreter des Bauernkongresses, ferner durch 100 Vertreter der Armee und der Flotte, durch 50 Vertreter der vereinigten Gewerkschaften ergänzt worden. An dieser Einigung hat auch die mächtige Organisation des Eisenbahnerverbandes, mit einer Abkürzung Wicksel genannt die im Verlauf der Revolution eine große Rolle gespielt hat und der Verband der Post- und Telegraphenangestellten teilgenommen. Alle diese Institutionen haben sich auf den Boden des zweiten Arbeiter- und Soldatenkongresses ganz Rußlands gestellt, jenes Kongresses, der die Organisation der Arbeiter- und Bauernregierung in die Hand genommen hatte, das heißt sie haben sich im allem wesentlich dem bolschewistischen Regierungsprogramm angeschlossen.“

Dieser Kongreß tagte wie bekannt bei Ausbruch der Novemberrevolution und sind doch zu jener Zeit außer den Bolschewiki, die linken Sozialrevolutionäre und die sog. „Internationalisten“ (die linken Menschewiki) in den Sowjets stark vertreten gewesen. Die Tatsache, daß die Bolschewiki Sinowjew und Kamenjew die Regierung Lenins verlassen haben, beweist nur, daß diesen verdienten Genossen die nötige Widerstandsfähigkeit im Kampfe mit dem Feinde fehlte. Sie wankten vor dem Druck der Bourgeoisie und groß ist daher die Freude und der Jubel in den Reihen der Bourgeoisie. Aber das russische Proletariat glaubt nicht dem Lügenfeldzug der Bourgeoisie, wie es früher nicht an das Märchen von dem deutschen Gelde mit dem Lenin, Trozki, Kadek und andere befestigt sein sollten, glaubt, es weiß, daß die Bourgeoisie

diesen Feldzug führte, um sein Vertrauen zu seinen bewährten Führern zu untergraben.

Das russische Proletariat weiß, daß nur ein rücksichtsloser Klassenkampf es befreien kann, wie ebenfalls die armen russischen Bauern wissen, daß sie von Miljukow, Gutschkow und Konowalow den Boden und die Freiheit nicht erhalten werden. Das russische Proletariat wird seine Deserteure verurteilen, wie es die Menschewiki-Oborony (Vaterlandsverteidiger) und die von Plechanow geführte Gruppe Jedinstwo verurteilt hatte, was die Wahlen zur Konstituante zur Genüge bewiesen haben. Das Proletariat hat nicht die Menschewiks, die im Interesse der Vaterlandverteidigung den Burgfrieden predigten zu seinen Vertretern in seiner Nationalversammlung erkoren, sondern die Bolschewiks, die während der ganzen Zeit des Krieges das Proletariat gesammelt haben und zum Kampfe gegen den Zarismus und die Bourgeoisie organisiert und gerufen haben.

Stein mußte als Kenner der russischen Verhältnisse wissen, daß, nachdem sich der zweite allrussische Kongreß der Arbeiter- und Soldatendeputiertenräte in seiner Mehrheit für die Partei der Bolschewiks aussprach und damit die Bildung der neuen Regierung den Bolschewiks übertrug, das Zentralkomitee der Bolschewiks ein paar Stunden vor der Bildung der neuen Regierung und bevor die Liste seiner Mitglieder dem zweiten allrussischen Arbeiterrat vorgelegt wurde, drei der bekanntesten linken Sozialisten-Revolutionäre, die Genossen Rakow, Karelin und Saito einlud und ihnen die Beteiligung an der neuen Regierung vorgeschlagen hat. Diese Genossen lehnten leider die Beteiligung ab und wurde darauf eine rein bolschewistische Liste der Volkskommissare vorgeschlagen und vom Kongreß angenommen. Solches weiß aber der gute Kenner der russischen Verhältnisse A. Stein nicht, wie er auch nicht weiß, daß seine Gesinnungsgenossen noch unlängst harte diktatorische Maßnahmen gegen die Bolschewiks stillschweigend (durch die Nichtabberufung ihrer Mitglieder aus der Regierung Kerenskis) gebilligt haben.

Wir können unsere Darlegung nicht besser schließen, als mit den Schlussworten des Ausrufes des Zentralkomitees der sozialdemokratischen Arbeiterpartei Rußlands. Da heißt es: Mögen also die Arbeiter ruhig und fest bleiben, unsere Partei, die Partei der Sowietmehrheit steht fest und entschlossen zu der Sache ihrer Interessen und hinter unserer Partei stehen Millionen von Arbeitern in den Städten, Soldaten in den Schützengräben und Bauern auf dem Lande, die bereit sind um jeden Preis den Sieg des Friedens und des Sozialismus zu verwirklichen."

Gewerkschaftsfragen.

Von H. Gejer.

Wie die Tarifverträge zustandekommen, ist allgemein bekannt. Vor Ablauf der Tariffrist bringt die Gewerkschaftspresse gewöhnlich einige Artikel über Anträge aus Mitgliederkreisen. Sie tut dabei so, als wenn sie damit einverstanden ist. Die Mitglieder sind dann der Meinung, daß diesmal etwas ordentliches herausbrät. Aber, o Schreck! Kurze Zeit vor den Tarifberatungen wird gewöhnlich schon zum Rückzug geblasen. Man soll ja nicht

zuviel verlangen und hübsch bescheiden sein. Auch tauchen aus der Verbandsbureaukratie die bekannten Warner auf. Alles ist gespannt. Ein paar Tage nach Beginn der Verhandlungen bringt die Gewerkschaftspresse einige kurze Notizen, worin sie den Mitgliedern kundgibt, wie schwer es der Führerschaft wird, etwas herauszuholen. Wie den Anträgen des Verbandes, die der Unternehmer gegenüberstehen. Und dann, ja dann gibt's wieder einmal lange Gesichter. Ein Kompromiß ist zustande gekommen, und die Arbeiter sehen sich in ihren Hoffnungen getäuscht.

Ähnlich sind auch die Verhandlungen bei den sog. Teuerungszulagen verlaufen. Ein Teil des Unternehmertums hat dabei eine Naivität an den Tag gelegt, daß man staunen muß. Ein Beweis, wie wenig Verständnis es von der Not der Arbeiter während des Krieges hat. Wer eben Geld genug hat, verlegt auch jetzt noch gute Tage. Am endlich dem langen Hin- und Herreden ein Ende zu bereiten, haben die Kapitalisten gütigstfalls einige Mark mehr bewilligt als sonst. Aber wohlverstanden, nur während der Kriegsdauer. Und das soll ein Ausgleich in diesen schweren Zeiten sein! Uebrigens hat sich das Unternehmertum dabei schadlos gehalten. Es verteuert seine Erzeugnisse und macht noch Geschäfte. Und die Verbandsbureaukratie? Sie erklärt nicht mehr herauszuholen zu können. So stehen die Mitglieder vor vollendeter Tatsache und alle Gegenrede ist vergeblich. Und so etwas nennt sich Demokratie, Volksherrschaft!

Wie wird es nach dem Kriege aussehen? Niemand vermag es zu sagen, wie die Dinge nach dem Kriege im Wirtschaftsleben sich gestalten. Und damit sieht es wahrhaft schlecht aus. Es sei denn, daß durch rücksichtsloses staatliches Eingreifen gegen den Wucher und durch Freigabe beschlagnahmter Nahrungsmittel und Rohmaterialien die Kosten der Lebensunterhaltung erträglich werden. Mit einer Rückkehr in die alten Friedensverhältnisse ist nicht zu rechnen. Dazu fehlt es an jeglicher Vorbedingung. Jahre können vergehen, bevor Deutschland wieder zu einigermaßen leidlichen Verhältnissen gelangt. Die Schwere der Zeiten, wird, abgesehen von den Schwierigkeiten der Arbeitsbeschaffungen für die aus dem Felde Heimkehrenden, noch lange nach dem Kriege bemerkbar werden. Und der notwendige Ausgleich zwischen der Teuerung und den unzureichenden Löhnen droht zu schweren Auseinandersetzungen zu führen. Darauf deuten gewisse Bestrebungen der durch materielle und idelle Kriegsgewinne gewaltig erstarkten Unternehmerverbände hin. Und wie wird sich die Verbandsbureaukratie zu diesen Tatsachen stellen? Sie wird so tun, als wenn sie Abhilfe schaffen will. Sie wird bremsen und die Mitglieder der Zeiten Schwere kosten lassen. Wer sich nicht biegt, der fliegt.

Deshalb ist es eine Notwendigkeit eine Einheitsorganisation zu schaffen. Jede Organisation, die aus einer Zweiteilung besteht, ist für eine wahrhafte Interessenvertretung der Arbeiter schädlich. Nur vereinte Kraft führt hier wie überall zum Ziel!

Werbt Abonnenten für die „Arbeiterpolitik“!

Feuilleton

Zwei Stätte.

Von Charles Dickens.

Der Besitzer desselben ging die Treppe hinunter in den Hof, stieg in seinen Wagen und fuhr fort. Während der Audienz hatten nicht viele von den Versammelten mit ihm gesprochen; er hatte einen kleinen freien Raum um sich gehabt und Monseigneur hätte wärmer gegen ihn sein können. Unter diesen Umständen tat es ihm fast wohl, das gemeine Volk vor seinen Pferden Platz machen und oft kaum dem Ueberfahrenwerden entgegen zu sehen. Seine Kutsche fuhr, als ob er auf einen Feind losstürmte und sein wütendes Tögen vermochte den Herrn weder zu einer Miene, noch zu einem Worte des Tadels veranlassen. Selbst in dieser tauben Stadt und in diesem stummen Zeitalter war manchmal die Klage laut geworden, daß in den engen Straßen ohne Fußweg die rücksichtslose Patriziergewohnheit schnellenfahrens das gewöhnliche Volk in Gefahr brachte, die gesunden Glieder oder gar das Leben zu verlieren. Aber wenige kümmerten sich so sehr darum, um ein zweites mal daran zu denken und in dieser Weise, wie in allen andern, überließ man es dem großen Haufen, sich aus seiner Not zu finden, so gut er konnte.

Mit wildem Rasseln und Klappern und einer unmenschlichen Rücksichtslosigkeit, die man heutzutage nicht gut begreift, jagte der Wagen durch die Straßen und um Ecken herum, während Weiber laut schreiend vor ihm auseinander stoben und Männer einander bei dem Arm packten und Kinder aus dem Wege rissen. Endlich beim Umbiegen um die Straßenecke bei einem Brunnen kam einem der Räder etwas in den Weg, ein lauter Schrei ertönte aus dem Volke und die Pferde stiegen und schlugen aus.

Wenn letzteres nicht gewesen wäre, hätte der Wagen wahrscheinlich nicht gehalten; oft schon waren Wagen weiter gefahren und hatten ihre Verwundeten liegen lassen, und warum auch nicht? Aber der erschrockene Diener sprang hastig herunter und zwanzig Hände hatten die Zügel der Pferde gefaßt.

„Was ist geschehen?“ fragte Monsieur und sah ruhig aus dem Wagen heraus.

Ein langer Mann in einer Nachtmütze hatte ein Bündel unter den Hufen der Pferde hervorgezogen, hatte es auf den Unterbau des Brunnens gelegt, kniete in dem Schmutz und der Nässe der Straße nieder und heulte darüber wie ein wildes Tier.

„Pardon, Monsieur le Marquis!“ sagte ein zerlumpter Mann mit unterwürfiger Gebärde, „es ist ein Kind“.

„Wozu macht er diesen abscheulichen Lärm? Ist es sein Kind?“

„Entschuldigen Sie, Monsieur le Marquis — es ist recht traurig — ja.“

Der Brunnen stand in einiger Entfernung; denn die Straße öffnete sich, wo er stand, auf einen kleinen freien Platz von fünfzehn oder zwanzig Schritt Breite. Wie der lange Mann plötzlich vom Erdboden aufsprang und auf den Wagen zugelaufen kam, legte Monsieur le Marquis einen Augenblick die Hand an den Degen.

„Tot!“ schrie der Mann in wilder Verzweiflung, indem er beide Arme gen Himmel erhob und den vornehmen Mann mit starrem Blick ansah. „Tot!“

Die Menge drängte sich um den Wagen und heftete die Blicke auf Monsieur le Marquis. In den vielen Augen, die ihn ansahen, zeigte sich nichts als Neugier und Spannung; kein Drohen und kein Zorn. Das Volk sagte auch nichts; nach dem ersten Schrei war es stumm und blieb auch so. Die Stimme des unterwürfigen

Mannes, der gesprochen hatte, war in ihrer übermäßigen Unterwürfigkeit tonlos und matt. Monsieur le Marquis ließ seine Blicke über sie hinwegschweifen, als ob sie alle nichts als Ratten wären, eben aus ihren Löchern hervorgekrochen.

Er zog die Börse.

„Ich kann mich nicht genug wundern,“ sagte er, „daß ihr Leute euch selbst und eure Kinder nicht mehr in acht nehmt. Einer oder der andere von euch ist immer im Wege. Wie kann ich wissen, welchen Schaden ihr meinen Pferden getan habt? Hier gebt ihm das.“

Er warf ein Goldstück hinaus, daß der Diener es aufhebe und alle Hälse wurden lang, um zu sehen, wo es hinfiel. Der lange Mann schrie wieder in einem Tone, der nicht aus Menschenbrust zu kommen schien: „Tot!“

Die rasche Ankunft eines andern Mannes, dem die übrigen Platz machten, unterbrach ihn. Als der Arme diesen sah, fiel er schluchzend und weinend an seine Brust und wies auf den Brunnen, wo einige Frauen die kleine Leiche umstanden und sich scheu und sanft darum bewegten. Aber sie waren so stumm wie die Männer.

„Ich weiß alles, ich weiß alles,“ sagte der zuletzt Angekommene. „Faßt euch, mein Gaspard! Besser für das arme kleine Wesen, so zu sterben, als zu leben. Es ist in einem Augenblick ohne Schmerz gestorben. Hätte es eine Stunde so glücklich leben können?“

„Ihr seid ein Philosoph, Freund,“ sagte der Marquis mit einem Lächeln. „Wie heißt ihr?“

„Ich heiße Desfarges.“

„Was seid ihr?“

„Monsieur le Marquis, Weinschenk.“

„Hier nehmt, Philosoph und Weinschenk,“ sagte der Marquis und warf ihm ein Goldstück hin, „und vertut es nach Belieben. Rutscher, fahr zu!“

Ohne die versammelte Menge eines Blickes zu würdigen, lehnte sich Monsieur le Marquis in den Wagen zurück und es sollte eben weiter gefahren werden mit der Miene eines vornehmen Herrn, der zufällig etwas ganz Gemeines zerbrochen und bezahlt hatte und das Geld entbehren konnte, als seine Seelenruhe plötzlich dadurch gestört wurde, daß ein Geldstück in den Wagen flog und klimpernd auf den Boden fiel.

„Halt!“ sagte Monsieur le Marquis. „Halt, Rutscher! Wer hat gemorfen?“

Er blickte nach der Stelle, wo Desfarges, der Weinschenk, noch vor einer Sekunde gestanden hatte; aber der unglückliche Vater kniete auf dieser Stelle suchend auf dem Pflaster, und die Gestalt, welche neben ihn stand, war eine brünette, starke Frau, welche strickte.

„Ihr Hunde!“ sagte der Marquis, aber ruhig und mit unverändertem Gesicht, außer um die Vertiefung über den Nasenflügeln: „Ich würde ohne Anstand über jeden von euch wegfahren und ihn von der Erde vertilgen. Wenn ich wüßte, welcher Lump geworfen hat, und wenn er nahe genug wäre, wollte ich ihn mit den Rädern meines Wagens zermalmen.“

So gedrückt waren diese Menschen und solange und so schlimme Erfahrung hatten sie von dem, was ein solcher Mann innerhalb des Gesetzes und über dasselbe hinaus ihnen antun konnte, daß sich kein Mund, keine Hand, nicht einmal ein Auge regte. Unter den Männern nicht bei einem einzigen. Aber die strickende Frau erhob die Augen und sah dem Marquis fest ins Gesicht. Es war nicht seiner Würde gemäß, das zu beachten; verachtungsvoll schweifte sein Blick über sie und alle die andern Ratten weg, und er legte sich wieder in den Wagen zurück und gab wieder den Befehl: „Fahr zu!“

Er fuhr fort und andere Rutschen fuhrten ebenfalls in rascher Aufeinanderfolge vorüber; der Minister, der Staatsprojektmacher, der Generalpächter, der Arzt, der Jurist, der Geistliche, die große

Ober, das Lustspiel, der ganze Maskenball im bunten, ununterbrochenen Zuge führen vorüber. Die Ratten waren aus ihren Löchern hervorgekrochen, um das Schauspiel anzusehen und sie sahen ihm stundenlang zu, wobei Soldaten und Polizei oft zwischen sie und das Schauspiel traten und eine Kette bildeten, hinter welche sie sich verkrochen und durch sie lugten.

Der Vater hatte schon längst die kleine Leiche aufgehoben und war damit davon geschlichen als die Frauen, welche sie mitleidig umstanden hatten, wie sie auf dem Unterbau des Brunnens lag, noch dort saßen und dem Riefeln des Wassers und dem Vorbeifahren des Maskenballes zusahen — als das eine Weib, das, vor allen andern bemerklich, strickend gestanden hatte, immer noch mit dem ruhigen Ausharren des Schicksals fortstrickte. Das Wasser des Brunnens rinnt dahin, der Tag verrinnt in den Abend, soviel Leben in der Stadt verrinnt in den Tod, nach der Regel, „Zeit und Flut warten auf niemand.“ Die Ratten schliefen dicht zusammengedrängt wieder in ihren dunkeln Löchern, der Maskenball saß im hellen Kerzenschein beim Souper und jegliches Ding ging seines Weges.

Stricken.

Das Trinken im Weinschank Monsieur Defarges hatte heute früher als gewöhnlich begonnen. Schon sechs Uhr morgens sahen bleiche Gesichter, die durch die vergitterten Fenster blickten, drinnen andere Gesichter hinter ihrem Maße Wein sitzen. Monsieur Defarge schenkte in den besten Zeiten einen sehr dünnen Wein, aber heute schien er ungewöhnlich dünn zu sein. Uebrigens sauer oder säuernd, denn er brachte in den Gästen eine melancholische Stimmung hervor. Keine lustige bacchanalische Flamme sprang aus den gekelterten Trauben Monsieur Defarges hervor, wohl aber lag in den Hefen ein im Dunkeln fortglimmendes Feuer versteckt.

Es war schon der dritte Morgen, seitdem das frühe Trinken in dem Weinschank Monsieur Defarges angefangen hatte. Begonnen hatte es Montag, und heute war Mittwoch. Es war aber mehr frühes Kopfszusammenstecken als Trinken gewesen, denn viele hatten seit dem Öffnen des Ladens dort zugehört und geflüstert und herumgestanden, die um ihre Seele zu retten, nicht das kleinste Stück Geld auf den Ladentisch hätten legen können. Sie galten jedoch ebensoviele an dem Ort, als ob sie ganze Fässer Wein hätten bestellen können, und sie schlichen von einem Platz und von einer Ecke zur andern, Worte anstatt Wein mit gierigen Blicken verzehrend.

Trotz ungewöhnlich zahlreichen Besuchs war der Besitzer des Weinschanks nicht sichtbar. Er ward nicht vermisst, denn niemand, der über die Schwelle kam, sah sich nach ihm um, niemand fragte nach ihm, niemand wunderte sich, nur Madame Defarge auf ihrem Platz zu sehen, neben sich einen Teller voll abgegriffener kleiner Münze, so sehr ihres ursprünglichen Gepräges verlustig geworden, als die Menschen, aus deren zerrissenen Taschen sie gekommen war.

Die Spione, die in den Weinschank hineinguckten, wie sie jeden Ort, hoch oder niedrig, vom Königspalast bis zum Kerker beguckten, bemerkten vielleicht ein gespanntes Warten und eine vorherrschende Zerstretheit. Das Kartenspiel ging nicht flott, die Dominospieler bauten nachdenklich Türme mit den Steinen, Gäste malten mit vergossenem Wein Figuren auf den Tisch, und selbst Madame Defarge stach mit ihrem Zahnstocher in dem Muster auf ihrem Aermel herum, und sah und hörte etwas Unhörbares und Unsichtbares, was noch in weiter Ferne war.

So war St. Antoine in dieser Weinangelegenheit bis Mittag. Es war hoher Mittag, als zwei bestaubte Männer durch seine Straßen und unter seinen baumelnden Laternen hingingen. Der eine war Monsieur Defarge, der andere ein Straßenarbeiter in einer blauen Mütze. Ueber und über mit Staub bedeckt und verdurstet traten die beiden in den Weinschank. Ihre Ankunft hatte eine Art Feuer in der Brust St. Antoinnes angezündet, das sich rasch weiter

verbreitete wie sie durch die Straßen gingen, und in Augen und auf Gesichtern an den meisten Türen und Fenstern glänzte. Aber niemand folgte ihnen, und niemand sprach, als sie in den Weinschank traten, obgleich die Augen eines jeden auf ihn ruhten.

„Guten Tag, ihr Herren!“ sagte Monsieur Defarge.

Das war vielleicht ein Signal, um das allgemeine Schweigen zu brechen. Denn im Chor antworteten die Anwesenden: „Guten Tag!“

„Es ist schlechtes Wetter, ihr Herren!“ sagte Defarge kopfschüttelnd.

Darauf sah jedermann seinen Nachbar an, und dann schlugen alle die Augen nieder und blieben stumm sitzen. Nur einer nicht, der aufstand und hinausging.

„Frau,“ sagte Defarge laut zu Madame Defarge. „Ich bin eine Anzahl Meilen mit diesem guten Straßenarbeiter, namens Jacques, gewandert, ich traf ihn — zufällig — anderthalb Tagesreise von Paris. Er ist ein guter Mensch, dieser Straßenarbeiter, dieser Jacques. Gib ihm zu trinken, Frau!“

Ein zweiter stand auf und ging hinaus. Madame schenkte dem Straßenarbeiter, namens Jacques ein, der eine blaue Mütze vor der Gesellschaft abnahm und trank. Aus der Brust seiner Bluse holte er ein großes Stück schwarzes Brot; von diesem biß er von Zeit zu Zeit ein Stück ab, und kaute und trank vor Madame Defarges Ladentisch. Ein dritter stand auf und ging hinaus.

Defarge trank ebenfalls ein paar Schluck Wein — aber weniger als der Fremde, als ein Mann, dem das Getränk keine Seltenheit ist — und wartete bis der andere gefrühstückt hatte. Er sah niemand von den Anwesenden an, und niemand sah ihn jetzt an; nicht einmal Madame Defarge, die ihren Strickstrumpf wieder genommen und strickte.

„Seid ihr fertig mit eurem Frühstück Freund?“ fragte er dann.

„Ja, ich danke euch.“

„Nun, so kommt! Ich will euch das Zimmer zeigen, das für euch bestimmt ist. Es wird euch vortrefflich passen.“

Aus dem Weinschank auf die Straße, von der Straße in einen Hof, vom Hofe eine steile Treppe hinauf, von der Treppe in eine Dachkammer — dieselbe Dachkammer, wo vormals ein weißköpfiger Mann auf einer niedrigen Bank gesessen, emsig mit Schuhmacherarbeit beschäftigt.

Jetzt war kein weißköpfiger Mann dort; aber wohl die drei Männer, welche einzeln den Weinschank verlassen hatten. Doch zwischen ihnen und dem weißköpfigen Mann in der Fremde bestand die eine Verbindung, daß sie durch die Spalten in der Wand ihn einmal betrachtet hatten.

Defarge machte die Tür sorgfältig zu, und sprach in gedämpftem Tone: „Jacques eins, Jacques zwei, Jacques drei! Dies ist der Zeuge, den ich, Jacques Nummer vier, bestellt habe. Er wird euch alles erzählen. Sprecht, Jacques fünf!“

Der Straßenarbeiter, mit der blauen Mütze in der Hand, wischte seine sonnenverbrannte Stirn damit und sagte: „Wo soll ich anfangen, Monsieur?“

„Fange beim Anfang an,“ war Defarges nicht unverständige Antwort.

„Ich sah ihn also,“ fing der Straßenarbeiter an, „vor einem Jahr im Sommer unter dem Wagen des Marquis an der Kette hängen. Seht, wie es war. Ich lasse meine Arbeit an der Straße liegen, die Sonne geht unter, der Wagen des Marquis fährt langsam die Höhe hinauf, er hängt an der Kette — so!“

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlich: Frau Ahrens; Druck und Verlag: Verlag der „Arbeiterpolitik“ (Karl Becker); sämtlich in Bremen.